

Und die Zukunft kühlt sich ab

In Eisenhüttenstadt gehen die Stahlöfen aus

Von Mario Kaiser, Frankfurter Rundschau vom 12. Juni 1993

Auf dem Friedhof ist die Auftragslage gut. Hagen setzt die Froschbrille mit den dunklen Gläsern auf und greift zur Flasche. Eine Handumdrehung nach links und fauchend fliegt das Gas ins brennende Feuerzeug. Ein dumpfes "wabb" hallt über den Platz, die Flamme rauscht. "Fuffzich an Einsfuffzich", schreit Hagen in den Lärm des flammenspeienden Schweißbrenners, "größer darf ich nich." Dann verzieht er das Gesicht zu einem eisernen Lächeln und trennt dem Skelett die Knochen durch. Funken sprühen. Die Masse kreischt und bricht entzwei. Dann Totenstille.

Beerdigung in Eisenhüttenstadt. Die Bestatter tragen grau gewordene Blaumänner, verstaubte schwarze Schuhe und getönte Brillen. Hochofen 4 liegt verstümmelt am Boden. Es war ein Unfall. Frontalzusammenstoß mit der Marktwirtschaft. Die Schuldfrage ist strittig, der eiserne Körper des Opfers zerfetzt in tausend Teile. Für die letzte Ruhe ist der Termin im Kessel nebenan schon reserviert. "Die Ironie ist ja", brüllt Hagen und schneidet wieder einen dieser rostigen Knochen durch, "daß sich die Öfen jetzt gegenseitig auffressen." Hochofen 3 schmatzt schon. Bald wird er sich Nummer 4 in leicht verdaulichen Häppchen einverleiben.

Die Öfen sind krank. Sie leiden an Unterkühlung. Hochofen 4 hat sich von der Krise schon kleinkriegeln lassen. Nummer 5 und 6 sind von der Seuche bereits angesteckt. Seit Monaten haben die kalten Kessel keinen Öfner mehr gesehen. Statt dessen kommen nur noch grimmig guckende Männer mit Schneidbrennern. "Oh Schande, ich nehme meinen eigenen Arbeitsplatz auseinander", stöhnt Hagen, "aber irgendwie bin ich froh, daß ich wenigstens das tun darf." In einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme den eigenen Arbeitsplatz zerlegen - eine Glücksgeschichte aus Eisenhüttenstadt. Doch für den 22jährigen Hauptdarsteller Hagen monatliche Gage: 1300 Mark - ist das unglückliche Ende amtlich programmiert. Zwei Monate noch darf der gelernte Betriebsschlosser den Ast abschweißen, auf dem er sitzt. "Dann ist hier Pumpe."

Eisenhüttenstadt, dreieinhalb Jahre nach der Wende. Die Träume vom Wunderwerkstoff Stahl sind zerschmolzen, die Utopie der "ersten sozialistischen Stadt auf deutschem Boden" ist verglüht. Zeitsprung: 1. Januar 1951. Es ist eine Szene voll schwülstigem Pathos. In Sichtweite der Oder legen Männer mit bedeutungsschweren Mienen den Grundstein für den ersten Hochofen des Eisenhüttenkombinats Ost (EKO). Auf der Ehrentribüne beklatschten sich die Apparatschiks selbst. Zu ihren Füßen stehen die bestellten Bürger. Im eisigen Wind weht ein riesiges Banner. Als sei es eine gedruckte Gleichung für die Ewigkeit, verkünden Buchstaben die sozialistische Verheißung:

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Stahl - Brot - Frieden" Sie nennen die Vision, die hier wachsen soll, Stalinstadt. Und der Sprung vom Reißbrett in die Wirklichkeit dauert nicht einmal ein Jahr.

Neun Monate später entbindet Stalinstadt. Am 19 September 1951 erreicht die organisierte Freude ihren Höhepunkt. Jungpionier Werner Garkisch, zurechtgemacht mit weißem Hemd, kurzer Hose und Fasson-Haarschnitt, senkt die Fackel. Hochofen 1 brennt. Doch keine zwei Jahre danach stürzt die Republik in Aufruhr. Es ist der 17. Juni 1953, als im Land erst Steine fliegen, dann Panzer rollen. Der "Heimatkalender 1990" für Eisenhüttenstadt - Redaktionsschluß wenige Monate vor der Wende - überliefert die Dramatik jenes aufgeheizten Tages so: "Am 17. Juni 1953 schrieben die Kumpel des EKO ein Ruhmesblatt in der Betriebsgeschichte. Sie übernahmen den Schutz der Anlagen und verjagten die Putschisten. Seit diesem Tag tragen die Kumpel des EKO mit Stolz den Namen "Rote Hochöfner". Das Stahlwerk wächst - und mit ihm die schwarzgefärbten Bilanzen der roten Hochöfner.

Die erste Wende kommt 1961 " In Moskau werden die Geschichtsbücher neu geschrieben. Stalinstadt schüttelt das blutbefleckte Erbe seines Namenspatrons ab Stunde Null für Eisenhüttenstadt. Der Name ist jetzt neu, die staatlich verordnete Kommandowirtschaft bleibt die alte. Mit anwenderfreundlichen Parolen wie "Das Gesicht dem Kaltwalzwerk zu!" und "Walzen im Minustoleranzbereich" dringt das EKO nun in eine "neue Qualität sozialistischen Wettbewerbs" vor.

Die nächste Wende erreicht Eisenhüttenstadt wieder mit Verspätung. Im Dezember 1989 - die Mauer ist offen wie die deutsche Frage - gehen in der Stadt die ersten Menschen auf die Straße. "Ich war dabei", erinnert sich Hagen, "aber für den Zeitpunkt habe ich mich so geschämt." Die Kundgebung hätten sie damals regelrecht einberufen, ganz im Stil der abgelaufenen Propaganda-Zeit. Wofür auch demonstrieren in Eisenhüttenstadt? Wogegen die Stimme wütend erheben? Hohe Löhne, billige, fernbeheizte Wohnungen und sichere Arbeitsplätze hatten neben den Walzergebnissen auch die Unzufriedenheit im Minustoleranzbereich gehalten. "Wir waren verdammt verwöhnt", keucht Hagen und schiebt sich den Teer einer "Club"-Ziga-Preis dafür."

Hagens Einheits-Rechnung geht nicht auf. Auf der Haben-Seite sind von ehemals zehn Jugendclubs in der Stadt noch drei übrig geblieben. Im Soll stehen 330 Mark Miete für die gemeinsame Wohnung mit Sandy, seiner Freundin. Sie bezahlen jetzt fast 1000 Prozent mehr Miete als in den letzten Tagen der DDR. Nur die Zahl ihrer Freunde stieg nicht inflationär. "Die Mauer ging auf, und futsch waren sie." Doch Hagen und Sandy wollen bleiben, "weil Abhauen einfach ist". Noch hält der Trotz den Frust in Schach. Mit jedem Tag aber, an dem die Hoffnung im Gleichschritt mit dem Geld zum Leben schwindet, schmeckt ihnen diese Vereinigung bitterer. "Ich hab' das Gefühl, es macht einfach schwapp und wir gehen unter", sagt Hagen. Dann mustert er angewidert den Berg aus Stahlkadavern, der ihn umgibt. "So richtig glaub' ich nich mehr an des EKO", schüttelt er den Kopf und bricht dem nächsten Eisenträger das Kreuz.

Wie lange noch verdient Eisenhüttenstadt seinen Namen? Das Fundament, auf dem die Stahlstadt steht, droht zum Symbol ihres Niedergangs zu werden. Eisenhüttenstadt ist auf Sand gebaut. 50 000 Menschen verbindet nun die Angst, den Boden unter den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Füßen zu verlieren. Auf dem Werksgelände hat die Zukunft schon begonnen. Die zwölf Quadratkilometer große Stadt in der Stadt wirkt verwaist. Ab und zu schaukeln rußspeiende Schwerlasten über die Schlaglöcher der gepflasterten Straßen. Behelmte Arbeiter quietschen auf genormten Werksfahrrädern umher. Fast 12 000 Menschen haben sich hier einst vom Stahl ernährt. Jetzt verlieren sich noch 3400 Arbeiter in den riesigen Bäumen der Werkshallen. Noch einmal 2000 Menschen kreisen seit Monaten in einer Warteschleife, die ihre zuständigen Beamten hoffnungsvoll "soziale Brücke" nennen. Doch über diese Brücke führt kein Weg zurück. Nach Null-Stunden-Kurzarbeit und Arbeitsbeschaffungsmaßnahme ist für die Betroffenen der Ofen aus.

Hochofen 3 ächzt. Auf seiner verkrusteten, panzerdicken Haut verdampft kochendes Wasser, hüllt den Kessel in einen dreckigen Schleier aus Staub und Nebel. Ein gequältes Zischen reißt die Worte von vier verschwitzten Männern in Fetzen. Aus den schwarz gefärbten Poren ihrer Gesichter, ihren unrasierten Hälsen perlt salziges Wasser in endlosen Rinnsalen. Wie von Maschinenhand gesteuert, hüllen sich die stämmigen Gestalten in silberne Mäntel und versenken ihre glühenden Köpfe in galaktisch anmutende Hauben. Dann bohrt sich zitternd eine Lanze in die Eingeweide des Ofens. Plötzlich spuckt das Monster Gold. Ein glühender Strom schlängelt sich an den Füßen der Arbeiter vorbei. 1489 Grad. Rote Tropfen tanzen an der Oberfläche, zerplatzen grell und tauchen wieder ein. Als säße hinter den Kulissen ein Regisseur, der das Schauspiel inszeniert. "Glauben Sie mir", nuschelt Klaus Frase und blickt mit verkniffenen Augen in die wabernde Masse, "wenn hier die letzte Schicht zu Ende geht, dann gehe ich mit ein." Auf den Gläsern seiner Brille, die wie sein Job ein bißchen aus der Mode gekommen ist, spiegelt sich das Feuerwerk. Der Meister für Hüttentechnik - nach drei Lehrjahren Marktwirtschaft verbittert.

Von seinem Ofen spricht Frase wie von einem Freund. Nur schade, daß er ihn nicht anfassen kann, solange das Herz noch glüht. Mit 15 Jahren hatte Hochöfner-Lehrling Frase zum erstenmal am Kessel gestanden und die Wärme gespürt, die diese Pötte abstrahlen. "Kein Tag war seitdem wie der andere", schwärmt der Hüttenmeister. Jetzt ist er 53 und fühlt sich viel zu jung für den Ruhestand, den er als Stillstand empfindet. "Wer nimmt mich denn noch? ", fragt Frase klagend und gibt die Antwort kleinlaut selbst. "Rein marktwirtschaftlich bin ich doch 'n alter Mann." Und alte Männer, das sieht er an den entlassenen Kollegen, gehören in dieser Stadt zum alten Eisen. Sie haben nur noch Schrottwert.

Die "Stadt ohne Vergangenheit", wie sie die SED-Werbetexter taufte, verliert den Glauben an die Zukunft. "Die Stimmung schlägt in Resignation um", spürt Frase. Der Tag der Entscheidung rückt näher. Noch will an Hochofen 3 niemand daran glauben, daß die Stadt irgendwann ohne Stahl auskommen muß. Was aber, wenn bei der EKO Stahl AG bald doch die letzten Entlassungsschreiben getippt werden müssen? "Dann regiert das Chaos", droht Klaus Frase. "Von diesem Tag an wäre Eisenhüttenstadt eine tote Stadt."

Die Angst vorm kalten Stahl läßt Seelen kochen. "Nein, in der DDR war nicht alles schlecht", jammert Hüttenmeister Frase, "aber für die D-Mark haben wir ja alles über Bord geworfen." Es ist kein günstiger Moment, um in Eisenhüttenstadt Fragen zu

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

stellen, weil die Antworten schmerzen könnten. Doch wann sollen hier Fragen nach dem Übermorgen gestellt werden, wenn nicht jetzt? Der Markt ist satt, hat keinen Appetit mehr auf die Eisenmassen aus den Ofen. Jörg Ganschow wagte darum zuletzt eine Frage. Der FDP-Bundestagsabgeordnete aus Eisenhüttenstadt wollte wissen, ob eine ganze Stadt ihre Zukunft auf ewig mit dem Stahl verbinden dürfe. Die Antwort bekam Ganschow postwendend. In seinem Briefkasten sammelten sich Morddrohungen. Die Stahlarbeiter malten ihm ein Transparent, das seit jenem Tag neben ihrer Mahnwache vor dem Stadttheater flattert: "Sie scheißen uns nicht an!"

Betriebsgelände, zweite Straße links. Im ersten Stock des Vorstandsgebäudes beginnt der Tag normal. Das Telefon klingelt ununterbrochen. Reinhard Behrend pendelt mit schnellen Schritten zwischen Ohrmuschel und Nebenzimmer. Der selbstbewußt auftretende Mann mit dem jugendhaften Gesicht wirkt so aufgeräumt wie sein modern geformter Schreibtisch. Eigentlich leitet Reinhard Behrend nur das Büro des Vorstandsvorsitzenden der EKO Stahl AG. Und sicher wäre das allein Arbeit für sieben Tage in der Woche. Doch seitdem hier auch die Pressesprecherin wegrationalisiert wurde, stehen auf Behrends Visitenkarte zwei Titel. Das Wort, das der Pressesprecher zur Zeit am häufigsten im Mund führt, ist das Adjektiv "neu". Ein Festhalten an der EKO Stahl AG sei nämlich gerade kein Festhalten an alten Strukturen, wie Behrend unablässig betont. Aus dem schwindsüchtigen Stehliesen EKO soll ein kleiner, wendiger und wettbewerbsfähiger Konkurrent am Stahlmarkt werden.

Was fehlt, ist ein Glied in der Produktionskette, das schon wegen seines monumentalen Namens teuer sein muß. In eine neue Dünnbrammengießwalzanlage setzt das Unternehmen seine Zukunftshoffnungen. Bereits 1986 hatten sie damit begonnen, nahe den Hochöfen zwei riesige Hallen für ein neues Warmwalzwerk zu bauen. Dächer und Wände wurden fertig, für Boden und Hallentore bewilligte der DDR-Ministerrat kein Geld mehr. Mehr als eine Milliarde Mark müßte jetzt noch einmal in die Hallen gepumpt werden, dann könnten die Arbeiter hier bald Autowracks zu Stahl einschmelzen - alles elektrisch.

Es wäre das Ende der Hochöfen. Doch der Neubeginn kostet Opfer. "Wir haben keine Wahl", sagt Reinhard Behrend, "mit mehr als 2000 Arbeitern kann dieses Werk nicht überleben." Unüberhörbaren Stolz in der Stimme verweist der Unternehmenssprecher darauf, daß selbst die angesehene "westdeutsche" Unternehmensberatung Roland Berger das Konzept geprüft und abgesegnet habe. "Jetzt warten wir auf den Segen aus Brüssel."

Der Mann, in dessen Auftrag Behrend spricht, meidet den Kontakt mit Journalisten. Karl Döring müht sich als Vorstandsvorsitzender, auch mit öffentlichen Worten sparsam umzugehen. Erinnerungen an vergangene DDR-Zeiten kommen auf. Denn schon 1987 hatte in Eisenhüttenstadt ein gewisser Karl Döring auf dem Chefsessel des Kombinatdirektors Platz genommen. Es war derselbe Mann, der danach zum stellvertretenden DDR-Minister für Erz, Bergbau, Metallurgie und Kali aufstieg. Und auch "Döring raus"-Parolen auf Häuserwänden konnten den Mann mit Vergangenheit nach der Wende nicht stürzen. Döring gibt ungerne Interviews, er ordnet sie lieber an. Andreas Wendt war sprachlos. Klingelte bei dem Redaktionsleiter der "Märkischen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Oderzeitung" in Eisenhüttenstadt doch plötzlich das Telefon und bat doch am anderen Ende der Leitung Karl Döring darum, ihm ein Interview diktieren zu dürfen. Die Fragen, auf die er gerne Antworten vorlesen wollte, hatte Döring dem Journalisten freundlicherweise bereite formuliert.

Sonderzug 18808 wartet. Es ist eine kalte Nacht in Eisenhüttenstadt, verregnet, abweisend. Über Bahnsteig 1 hallt kurz nach elf Uhr die letzte Radiomeldung. Sie hat für die Stahlarbeiter keinen Neuigkeitswert. Aus Brüssel tickert zum x-ten Mal die Nachricht herein, daß die endgültige Entscheidung für oder gegen Stahl aus Eisenhüttenstadt weiter aussteht. Es ist ihr letzter Zug. Noch einmal setzen sie alle Räder in Bewegung, bevor die Krise sie endgültig aufs Abstellgleis schiebt. 794 Bahnkilometer liegen auf dem Weg nach Bonn vor ihnen. Elf Stunden bleiben jetzt noch, bis die Stahlkocher dafür demonstrieren werden, daß die Feuer in den Öfen nicht ausgehen.

Am Treppenaufgang des Bahnhofs greift Sieglinde Krätzel in die Kiste. Die etwas ratlos lächelnde Frau verteilt das einzige, an dem sich die Stahlarbeiter jetzt noch festhalten können: Weiße Plastiktüten mit abgezähltem Inhalt, 75 Schnitzel, eine Bockwurst, je 20 Milliliter Apfel- und Orangenlimonade in Verbundpackung, ein Schokoriegel, zwei Mini-Salami und ein Apfel der Sorte "Golden Delicious". Das fahle Neonlicht an Bahnsteig 1 verwischt die Gegensätze. Reinhard Behrend wirkt wie verwandelt. Ohne weißes Hemd und dezente Krawatte, dafür mit blauer Windjacke, ausgetretenen Sportschuhen und Rucksack fällt der Pressesprecher zwischen den breitschultrigen Kumpels eigentlich nur wegen seiner eher schwächlichen Statur auf. Für diesen Zug muß auch Behrend keine Fahrkarte kaufen. Wer hier einsteigt, hat das Ticket des Trotzes schon gelöst. Und wenn es noch eines Symbols bedurft hätte, wie die Uhren stehen in Eisenhüttenstadt, dann ist es die Minute, in der sich Sonderzug 18 806 taumelnd und quietschend in Richtung Westen bewegt: zwei Minuten vor zwölf.

915 Einzelschicksale, aufgeteilt auf 15 Waggons der Deutschen Reichsbahn. Sie fahren 2. Klasse, genau so, wie sie sich von den Politikern in Bonn und Brüssel behandelt fühlen. In Dreier-Reihen sitzen sie sich auf braunen Kunstlederbezügen gegenüber. Durch die Abteile fliegen Wortfetzen der Unzufriedenheit. Enttäuschte Malocher, die sich als Manövriermasse im Monopoly der großen Politik sehen - austauschbar und verkäuflich. In Wagen 8, Sitzplatz Nummer 91, ist es Manfred Vetter. Der erzwungene Ruhestand läßt den früheren Facharbeiter für Erzaufbereitung nicht zur Ruhe kommen. 1958 war er als 23jähriger nach Eisenhüttenstadt gekommen, mit nicht viel mehr als dem Arbeitswillen im Gepäck. 33 Jahre später wurde Sonderzugfahrer Vetter ausrangiert. Die Nachricht kam in zweifacher Ausfertigung. Zwei kunstvoll formulierte Kündigungen eröffneten ihm und seiner Frau, die sich bis dahin in der Wäschekammer des Werkes aufgerieben hatte, die "Chance", ab sofort den Vorruhestand genießen zu dürfen "Dabei bin ich ein Mensch, der nicht stille sitzen kann", klagt Vetter. Und mit 56 Jahren habe er sich noch nicht zu alt zum Arbeiten gefühlt, sagt er und präsentiert wie zum Beweis seine kräftigen, rauhhäutigen Hände. Am Mittelfinger der linken Hand fehlt die Kuppe. Es wirkt wie ein Stempel, eine beglaubigte Bescheinigung, daß er wirklich immer hart gearbeitet und mit angepackt hat.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Doch jetzt muß Manfred Vetter mit allem rechnen. Denn von den 65 Prozent seines letzten Gehaltes, von diesen 1040 Mark bleibt ihm nicht viel, weil ihm schon die um das Zehnfache gestiegene Miete davon fast die Hälfte wieder nimmt. "Daß das alles mal so wegbrechen würde", grübelt der Mann mit den zerzausten Haaren, "das hätte ich nie geglaubt." Zum Beispiel die Sache mit seinen orthopädischen Schuhen, die ihn früher keinen Pfennig Geld gekostet haben, die er jetzt aber selbst bezahlen muß. Oder die Sorge bei jeder Mark, die er nun ausgibt, ob sie ihm nicht bei der nächsten Miete fehlen könnte. "Das zerrt an den Nerven." Und es weckt Erinnerungen an einen abgewickelten Staat. "Ja", sagt Manfred Vetter und holt tief Luft, "ich habe Sehnsucht nach der alten DDR."

In Wagen 15 schläft Kathi Ruhk, eingewickelt in eine rote IG-Metall-Fahne. Ihre wichtigsten Gepäckstücke sind drei handbeschriebene Blätter Papier. Es sind 74 Zeilen Enttäuschung, Wut und Zukunftsangst, geschrieben in einer Nacht. Eine Rede gegen das Gerede. Sie trifft die Gefühlslage der Menschen in Eisenhüttenstadt. "Unsere Politiker quatschen zuviel", findet das Mädchen mit den wachen blauen Augen. 1991 hat Kathi eine Ausbildung zur Verfahrensmechanikerin im EKO-Stahlwerk begonnen. Ob sie die Lehre auch beenden wird, ist ungewiß. "Wenn ich morgens aufstehe, dann muß ich mir immer diese Frage stellen", erzählt Kathi, "aber keiner kann mir meine Fragen beantworten." Ihre Mutter hat inzwischen eine Antwort. Sie ist arbeitslos. Noch darf wenigstens ihr Vater bei der EKO Stahl AG arbeiten. Noch. Auszug aus Kathis Rede, Zeile 84: "Ich habe Angst, sehr große Angst" In "Hütte", wie sie ihre Heimatstadt fast liebevoll nennt, ist Kathi geboren, in "Hütte" will sie heiraten, Kinder großziehen. Doch was sind Zukunftspläne wert in einer Stadt, deren Zukunft ungewiß ist? Kathi macht sich keine Illusionen: "Wenn sie das Werk jetzt plattmachen, können sie gleich ganz Hütte plattmachen."

Die Stadt hängt am Stahl. Doch wenn sie sich nicht behutsam von ihm löst, wird der Stahl die Stadt hängen. Was sagt ein Oberbürgermeister in dieser Situation Bürgern, die nach Perspektiven suchen und doch keinen Halt finden? Wenn, wie neulich, eine Mutter mit dem Sohn an der Hand in seine Sprechstunde kommt und wissen will, welche Zukunft ihr Junge in der Stadt hat? "Ja, was soll ich den Leuten denn sagen?", fragt Rainer Werner zurück. "Wir haben hier doch fast nichts außer dem Stahl." Dem Mann mit dem buschigen Walroßschnauzbar gehen die Antworten aus. Daß ihm diese Krise nahe geht, muß Rainer Werner den Menschen in der Stadt nicht erklären. Der Oberbürgermeister ist ein Kumpel. Als Jurist hat er vor seiner politischen Laufbahn in der Exportabteilung des Stahlwerks gearbeitet. Für Leitungsaufgaben war er jedoch nicht geeignet. Dazu fehlte ihm die passende Kaderakte.

Jetzt hat Sozialdemokrat Werner das passende Parteibuch und eine Stimme im Aufsichtsrat der EKO Stahl AG - und wieder hilft es nichts. "Es ist keine Zeit, Karriere zu machen", stöhnt der Oberbürgermeister. Er weiß, daß die Bürger ihn an Ergebnissen messen werden, die er kaum beeinflussen kann. Auf seinen Visitenkarten trägt Rainer Werner noch den Titel eines einfachen Bürgermeisters. Sein Vorgänger an der Spitze der Stadt ist erst vor kurzem über eine andere Altlast gestürzt. Es ging um Stasi-Akten. Mit Kugelschreiber hat Aufsteiger Werner danach seinen neuen Titel mit der neuen Durchwahl auf die alten Karten geschrieben. Nun trägt er die Verantwortung für die 50

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

000 Menschen, die noch in der Stadt leben. Vor der Stunde, in der das Ende des Stahlstandortes Eisenhüttenstadt beschlossen werden könnte, zittert der Oberbürgermeister. Nicht, weil er nach dieser Entscheidung vielleicht wieder Titel auf seinen Visitenkarten streichen muß. Es ist die Angst vor dem sozialen Abstieg einer ganzen Stadt. "Dann", seufzt Rainer Werner, "werden wir das Liverpool des Ostens."